Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 23 (1937)
Heft: 7

Artikel: P. Maurus Carnot
Autor: Fry, Karl
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-529322

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 29.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SCHWEIZER SCHULE

HALBMONATSSCHRIFT FÜR ERZIEHUNG UND UNTERRICHT

OLTEN + 1. APRIL 1937 23. JAHRGANG + Nr. 7

P. Maurus Carnot*

Ein beliebtes Problem geistesgeschichtlicher Studien ist die Einstellung einer Persönlichkeit, einer Richtung, einer Epoche zum allgewaltigen Regisseur auf der Weltbühne. Nicht zu zählen sind an den philosophischen Fakultäten die Seminararbeiten und Dissertationen mit der Marke wie etwa: Gottfried Keller und der Tod, die Romantiker und der Tod, der Tod im Barock. Vor allem werden die Grossen aus der lobenswerten Gilde der Dichter und Schriftsteller unter diesem Sehwinkel beleuchtet. Und es ist durchaus natürlich, dass das empfindsame Herz, der oft mit eigentlicher Zukunftsschau begabte Geist des Dichters sich mit dem Problem Tod vielseitig auseinandersetzen will und muss.

Auch P. Maurus, der schon als Mönch und Priester zum Tod früh ein vertrauliches Verhältnis gefunden hatte — es gab eine Zeit, in der in der grossen Gemeinde Disentis kaum ein Sterbender ohne seinen Beistand den weiten Weg in die Ewigkeit antreten wollte — auch P. Maurus spielte als Dichter mit dem Tod. Auf dem Heimweg aus einem Disentiser Hof, die kaum erkaltete Leiche vor Augen, während die gewaltige Stimme der grossen Glocke von S. Gions den Tod des Kirchgenossen von Berg zu Berg verkündete, mag er geschrieben haben:

„Vielleicht, wenn m e i n e Totenglocke geht,
Dass einer bei der Arbeit stille steht,
Dass zwei zusammengehn mit zartrem Sinn
Und ich ein Weilchen unter ihnen bin.

Vielleicht, wenn meine Totenglocke geht,
Dass einer länger an der Bahre steht,
Wie oft ein Kind allein zum Turme schaut,
Nachlauscht des Glöckleins letztem leisen Laut."
(Gedichte [1914], S. 43.)

Vielleicht stand P. Maurus am kranzgeschmückten frischen Grab einer jungen Mutter, um deren Verlust arme Kinder trostlos weinten, als vor seinem Geiste der Tag erstand, an dem man ihn selber zu Grabe tragen würde, und als er seine Stimmung zum Wunsche formte, z e i t l e b e n s G u t e s z u t u n , o h n e a u f T r i u m p h e z u l a u e r n , und in einem namenlosen Grab zu ruhen (Ein Wunsch, Ged. 56).

In einem romanischen Gedicht sucht er sich eine Ruhestelle:

Sche nua dei il cor durmir?
Leu sper il venerabel mir
Che tschincla nies santori;
Leu pasaan ei cul fried d'intscheins
Dal tempel, tuts cun egls sereins,
Urond e stattan eri.

Nun ruht das Herz wohl vor den Klostertürmen,
Es hört nun Wind und Wetter nicht mehr stürmen.
Und aus dem Dome tritt der schwarze Chor
Der Brüder hinterm Kreuz im Kerzenschimmer
Und Weihrauchdunst, und sendet still wie immer
Am Grabe sein Gebet zu Gott empor.

P. Maurus Carnot mochte als Dichter den eigenen Tod besingen, als bescheidener Mensch und Mönch sich ein stilles Begräbnis wünschen — Prophet war er dabei keiner. Sein Tod bedeutete für die ganze Schweiz eine Trauernachricht. Das Volk am Rhein konnte sich zuerst mit ihr einfach nicht abfinden. Wir sahen Männer weinen, als sie von seinem unerwarteten Tod erfuhren. Das Begräbnis nahm Formen an, mit denen man in Disentis bisher auch keinen Abt zu Grabe

* Vortrag im kathol. Schulverein, Sektion Chur, am 11. März 1936.

getragen hatte. Klangvolle Namen im Reich der Wissenschaft, Literatur und Kunst gaben ihm das Ehrengeleite; die Romanen rückten, trotz schweren Schneesturmes, dem selbst die sturmerprobte Rh. B. nicht ohne weiteres gewachsen war, aus allen Talschaften in Massen nach Disentis.

Ein grosses Begräbnis besagt an sich nicht immer viel. Es gibt Tote, die mit Prunk beerdigt werden und rasch vergessen sind. « Le Roi est mort, vive le Roi! »

Viele Monate sind seit dem Tode Carnots verstrichen, und sein Andenken ist unverblasst. Heute vielleicht mehr als in der ersten Ueberraschung, fühlen wir die ganze Schwere des Verlusts. Sein Grab auf dem Klosterfriedfeld wird ununterbrochen besucht. Einfache Leutchen vom Land und kaiserliche Prinzen beten vor seinem Holzkreuz — die ganze Gesellschaftsspanne kehrt wieder, die schon bei seiner Beerdigung auffiel und für seine Universalität ein deutliches Zeugnis ablegte.

Zu meiner nicht geringen Ueberraschung fiel mir vor einigen Tagen das vortrefflich gelungene farbige Bild des toten Benediktiners aus einer Schokoladepackung Lindt und Sprüngli: P. Maurus Carnot wandert in effigie posthum zu den Massen — Carnots Popularität!

Zum Chore der Unzähligen, denen P. Maurus unvergessen bleibt, gehören auch die Leser der „Schweizer Schule". Wenn ich nun hier von ihm sprechen soll, stehe ich ganz von selbst vor der Frage: W o h e r die Popularität des Verstorbenen? W o r i n liegt das Geheimnis des Zaubers, den er unstreitig auf seine Bekannten ausübte und der auch mit seinem Tode nicht fiel?

Zur Beantwortung dieser Frage könnte man den deduktiven Weg gehen. Der Literarhistoriker könnte das Bild des Dichters und Schriftstellers beschwören, wie es vielen von uns von seinen „liter-arischen" Abenden her (wie er launig zu sagen pflegte) wohlbekannt ist. Der Theologe dürfte Erinnerungen aus dem Leben des Seelenführers, Predigers und Exerzitienmeisters auffrischen. In der „Schweizer Schule" lohnte es sich, selbstverständlich, den Schulfreund, den Lehrer und Erzieher Carnot zu schildern. Von diesen Wegen gehe ich keinen.

Es graut mir, einerseits, die Persönlichkeit des Meisters zu sezieren und Zug um Zug seines Gesichtes zu sondieren, wie man einer Mumie Falte um Falte ihrer Papyrusumhüllung vom Gesichte reisst. Ich fürchtete, den sarkastischen Zug in seinen Mundwinkeln in Bewegung zu setzen, das Schalkhafte in seinen geistsprühenden Augen, wenn ich gerade bei ihm zum Fachsimpel werden wollte. Ich hätte das Gefühl, P. Maurus würde mir aus dem Grab noch ins Gesicht schleudern, was er seinen Schülern so oft einprägte: Nicht d i e Kuh ist die schönste, der man alle Rippen zählen kann. Es genügt, wenn eine Kuh Rippen h a t, man braucht sie nicht einzeln sehen und greifen zu können.

P. Maurus war eine synthetische Natur, seine Schau ging aufs Ganze. Gern persiflierte er das Prokrustesbett. Jedem Schema war er feind . . .

Und so möchte ich im Bilde seiner Persönlichkeit lieber eine Linie finden, die sein ganzes Wesen bestimmt; die goldene Linie in seiner geistigen Gestalt. Gibt es die? Es gibt sie, und ich muss sie nicht einmal selber ziehen. Sie war bei seinen Lebzeiten bereits zum Charakteristikum geworden.

P. Maurus trug im ganzen Land, vom Six Madun bis zum Piz Mondin, den Ehrennamen „der l i e b e P. Maurus — il b i e n P. Maurus".

Keinen Titel hätte P. Maurus eher verdient, keiner hätte seine Stirne herrlicher geschmückt.

„Gott allein ist gut," sagte einst der Heiland, und in dem Masse, wie ein Geschöpf gut ist, nähert es sich seinem Schöpfer. P. Maurus musste Gott ganz nahe stehen: die Güte war der ausgeprägteste Zug in seinem Seelenbild. Uebrigens: Die leuchtende Stirne,

die nie umwölkt war; die tiefen Blauaugen, in denen die Einfalt und Reine eines Kindes um Vertrauen warben; der breite Mund, um den das Lächeln eines alles Verstehenden spielte — war das nicht die Verkörperung einer johanneischen Seele, die lauter Güte und Liebe war?

Namentlich in seinen letzten Lebensjahren war P. Maurus von einem eigentlichen Schimmer umstrahlt: der Schleier seiner Güte, unter dem er überhaupt immer jung, ja ein Kind geblieben ist. Man könnte glauben, Mathilde Delaporte hätte ihren tiefen Spruch an ihm gelernt:

« Pour faire à la bonté son suc délicieux,
Il faut que tout le cœur se ride et se flétrisse :
On n'est tout à fait bon *que lorsque l'on est vieux.* »

Die Güte des Benediktiners liefert uns das Geheimnis seiner Persönlichkeit. Sie lenkte seine Schritte, von den grossen Entscheidungen bis zum Alltag seines Lebens.

Im oben erwähnten romanischen Gedicht hat sich P. Maurus selber in zwei Versen gezeichnet:

Miu cor teneva tuts schi car,
Glieud nauscha sco glieud buna.

— Mein Herz umschloss mit gleicher Liebe
Die guten und die bösen Leute.

Erstaunlich ist an diesen Versen nur, dass der Dichter „glieud nauscha — böse Leute" überhaupt annimmt. Denn auch das war eine Gegebenheit seiner grenzenlosen Güte, dass er anständig brave Menschen leicht zu Heiligen stempelte, und dass einer dann schon sichtbar im Wolfspelz herumstolzieren musste, bis P. Maurus ihn nicht mehr zu den zahmsten Schafen zählte. Der Gedanke war ihm unerträglich, man könnte ihm Mangel an Güte vorwerfen. Er wünscht sich nur eines nach dem Tode:

... mir lebt e i n stolzer Wunsch im Herzen:
Wenn meine Asche auf dem Kirchplatz ruht,
Wenn hart am Grab die frühern Freunde scherzen,

Dann tritt, sobald es still ist in der Runde,
Ans Grab und sprich: *„Er war mir treu und g u t."*
Nur dieses, Freund, in stiller Abendstunde.

P. Maurus Carnot war b e w u s s t gut. Der Volksmund hatte ihn ausgezeichnet charakterisiert. Auf diesen Nenner lässt sich seine ganze Persönlichkeit bringen. Liebe und Güte decken sich. Zwei Ausdrucksmöglichkeiten der einen Wirklichkeit. Der Deutsche sagt „Der liebe Gott," der Romane « Il bien Diu, le Bon Dieu. » Paulus, der Mann der Tat, nicht etwa Johannes, Paulus singt das Hohelied der Liebe in allen Tönen: „Die Liebe ist geduldig, ist gütig ... sie ist nicht selbstsüchtig ... sie denkt nichts Arges ... Machet meine Freude vollkommen, dass ... demütig einer den andern höher achte als sich, dass nicht jeder auf das Seinige sehe, sondern auf das, was des andern ist ... Wir Stärkeren nun müssen die Gebrechlichkeiten der Schwachen tragen, und nicht nach unserm Gefallen leben; ein jeder von euch sei gefällig dem Nächsten zum Guten, zur Erbauung" (1. Kor. 13, 4—6; Phil. 2, 2—4; Röm. 15, 12).

Zug um Zug dieser Lehre hat P. Maurus in seinem Leben verwirklicht. Von diesem Kodex christlicher Liebe geleitet, wurde er der Helfer und Tröster, der Bruder und Berater, der Freund und Vater ungezählter Irrender und Zweifelnder, Leidender und Verzweifelnder. Wie wenige verstand Carnot die nicht leichte Kunst, die Kunst, die überhaupt nur selbstlosen Menschen gelingt, die Kunst zu lachen mit den Lachenden und zu weinen mit den Weinenden. Zu vielen hundert Festanlässen hat er im Verlauf von fünf Jahrzehnten für sein romanisches Volk die Zither gestimmt. Zu Festlichkeiten grossen Stils in glänzenden Gesellschaften, wie in traulichem Familienkreis; zu Primizen und Professen, zu Kirchweihen und Jubiläen, zu Hochzeiten und Geburtstagen — P. Maurus war der nieversagende Festredner, Prediger und Spruchdichter. Alle Chöre und Gesellschaften des Oberlandes, von den Mimen bis zu den Bläsern, von den Sängern bis zu den Turnern, Knabenschaften und Jungfrauenvereine —, alles klopfte bei ihm an. Immer war er „ohne

Lohn Taglöhner aller". (Ged. 120). Mitgeniesser am Festtisch will schliesslich jeder sein. Dem Glücklichen und Besonnten will bekanntlich jeder Gevatter sagen.

P. Maurus Carnots Grösse, Güte und christliche Liebe zeigte sich aber vor allem in seinem Verhältnis zu den Trauernden. „Immer lachen kann nur der Hanswurst", sagte er uns einmal, dem kleinen Studenten, der mit einem grossen Kummer zu ihm kam. Gern machte er seinen Witz mit Jérôme Bonaparte, dem „König heute lustig, morgen fröhlich". Die Kunst Carnots, Leidende aufzurichten, Schwachen und Verlassenen zu helfen, fand ein weites und immer grösser werdendes Betätigungsfeld.

In einem ergreifenden Gedicht lässt P. Maurus das Heer aller Rat- und Trostsucher an sich vorbei defilieren, die zu seiner Zelle kamen und selbst die Stille seiner Träume störten.

Her ans Fenster kommt geschritten
Wirren Haars ein müder Mann,
Der gefrevelt hat, gelitten,
Wie 's ein armer Sünder kann.
„Mea culpa!" hör' ich flüstern:
Dann ein Schrei, der Arme flieht
In den Bergwald, in den düstern —
Kind, das ist mein Lied.

Eine Frau kommt mitgegangen,
In der Hand ein Rosenpaar.
Um durchfurchte, feuchte Wangen
Weht das aufgelöste Haar.
„Vanitas!" d a s ist ihr Grüssen,
Und hinaus ins öde Ried
Wandert sie mit wunden Füssen —
Kind, das ist mein Lied.

Dann ein Knabe. Wie er wimmert,
Sich zur harten Mauer lehnt!
Wie das Paar der Augen schimmert,
Wie es heim, o heim sich sehnt!
„Auf der Welt ist nichts mehr heiter,
Seit die liebste Mutter schied."
Schluchzend geht der Knabe weiter —
Kind, das ist mein Lied.
Und so kommen sie gezogen,
Leidgestalten ohne End'. (Ged. 52).

Verrücken wir im Refrain einen Buchstaben und wir kommen der Sachlage ganz nahe: Der Zug der Leidenden aller Altersstufen und beiderlei Geschlechts an seine Zelle, das war nicht nur sein L i e d, es war sein L e i d. Tagein und tagaus ging die Klosterpforte und immer die gleiche Frage an den Bruder Pförtner: „Ich möchte gern zum P. Maurus!"

Während Jahrzehnten wollte keiner im Dorfe krank sein, ohne P. Maurus an seinem Schmerzenslager zu sehen, und es gab arme Sieche, die er jahrelang wöchentlich besuchte, und nie kam er mit leeren Händen.

Welch gütiges Verstehen, welches Mitgefühl spricht aus den Versen, die er „Einem kranken Kinde" widmet:

Zu Häupten dir das Krankenlicht —
O könnt' ich zu dir eilen!
Kann man die wehen Wunden nicht
Wie süsse Trauben teilen? (Ged. 49.)

War ein von ihm Betreuter tot, dann schrieb er ihm einen christlichen Gruss aufs Totenbildchen. Hunderte von solchen Sprüchen liegen von ihm vor. Und es verschlug nichts, ob er den Spruch für einen Mistral zu schreiben hatte oder für einen Hirtenbub, die gleiche Liebe und Ehrfurcht vor der Majestät des Todes führte ihm den Stift. Wo P. Maurus auf Aushilfe auswärts war, wurde sein Beichtstuhl umlagert; im Pfarrhaus gingen die Audienzen weiter. Oft mussten mündlich angefangene Besprechungen brieflich fortgesetzt werden. Während des Weltkrieges und in den Nachkriegsjahren wuchs P. Maurus zum Samariter grossen Formats heran. Ganze Kolonien von ausgehungerten Tiroler- und Wienerbuben versorgte er bei Freunden im Oberland. Tausende von Franken bettelte er bei seinen Bekannten für sein armes Oesterreich. Dabei ging er gelegentlich mit der Unverfrorenheit eines Dr. Sonnenschein vor.

Einmal schmuggelte er einen Trupp von 40 Tirolerbuben ohne Pass über die Schweizergrenze bei Buchs. Die eine Hälfte dirigierte er nach Zürich, wo er eine Dame telegraphisch avisierte. Die andere Hälfte nahm er mit nach Disentis. Kaum waren die Buben versorgt, als der Ausweisbefehl erging. Ein

Vorstoss des Sünders bis zu Bundesrat Motta regelte endlich die Geschichte. (Vgl. die Lebenserinnerungen Carnots in Frauenland 4. VIII 34.)

Immer war seine Hilfe allumfassend — echtes Kriterium ihrer christlichen Prägung. Mit gleichem Verständnis schrieb er seiner Freundin Maria von Buol, um sie über die schweren Tage Südtirols hinwegzutrösten, wie er dem armen Mütterlein in Acla zum Tode eines Kindes kondolierte. In gleicher Teilnahme konnte er mit Kaiser Karl von Oesterreich in seiner Zelle die Tragik eines verlorenen Kaiserreichs besprechen und eine halbe Stunde später an der Klosterpforte einem heruntergekommenen Vagabunden eigenhändig eine warme Suppe vorsetzen.

So steht P. Maurus Carnot im Alltag vor uns: immer dienstfertig mit dem Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit, ob er an einen dies academicus berufen wurde, oder als Festprediger in ein Bündnernest; an eine monarchistische Versammlung nach Wien, zu den Spitzen der Hocharistokratie, oder an eine bescheidene Lehrerkonferenz — ob man von ihm einen Prolog zu einer Kaiserfeier erbat oder ein Gedicht zum achtzigsten Geburtstag eines Bäuerleins „Hinter Gotterbarm"; eine lateinische Ode an Leo XIII. oder einen Hochzeitsspruch — immer war er bereit. Eines konnte P. Maurus niemals sagen: das Wörtchen „Nein" auf eine an ihn gerichtete Bitte.

Für P. Maurus, einen Mann voll sprudelnder Ideen, voll Initiative und Arbeitskraft, bedeuteten die ununterbrochenen Störungen, Störungen oft pedantischester Art, unsagbare Kleinigkeiten, einen unersetzlichen Zeitverlust. —

Wozu er sich hergeben musste, mag man daraus ersehen: Einmal kommt ein Bursche zu ihm in schwerem Liebeskummer. Seine Braut erwartet ein Lebenszeichen von ihm und er getraut sich nicht, ihr schwarz auf weiss seine Liebe zu beteuern. Pater Maurus soll ihm einen Liebesbrief aufsetzen. Und der Gute tut es. Launig bemerkt er in seinen Lebenserinnerungen, offenbar habe sein Liebesbrief für den lieben Kerl weder den Himmel noch die Hölle auf Erden eingeleitet, denn er hätte sich nie mehr sehen lassen. (Frauenland, 26. V. 1934.)

Zuerst fiel ihm das Opfer an Zeit, das ihn zwang, ganze Nächte durchzuarbeiten, schwer, wie er selber sagt. Eine leise Wehmut klagt aus den Versen:

„Es ist ein stiller Erdenwaller,
Verarmt, nicht arm, doch abgemüht
Und ohne Lohn Taglöhner aller,
Obwohl sein Aug' für Sterne glüht.
Sein sollst du, Muse, dich erbarmen!" (Ged. 120.)

Namentlich in den letzten Lebensjahren fühlte er die Arbeitslast. In einem Brief aus dem Jahre 1933 (25. Nov.) entschuldigt er sich: „Es ist spät am Abend, der Tag macht ein altes Männlein etwas müde, Schule, Korrekturen, Beichtstuhl — und morgen zwei Predigtlein, während ich am vergangenen Sonntag in Zürich drei Predigten und einen langen literarischen Abend noch ordentlich überstanden habe. Die Schule gibt mir viel Arbeit: in der 4. Latein (16 Schüler) und in der 5. Latein (18) die Korrektur der Aufsätze, für einen Aufsatz je einer Klasse wenigstens 4 Stunden; in 3 Klassen Religionslehre . . . : das ist im 49. Schuljahr schon etwas wie ein Geduld-Exerzieren; dazu allerlei Bestellungen und viele Sorgenbriefe. Es sind das, ich bekenne, Entschuldigungen, die ich vielleicht noch vor 10 Jahren nicht vorgebracht hätte, besonders nicht, wenn es sich darum gehandelt hätte, einem lieben ehemaligen Schüler . . . einen Dienst zu erweisen."

Schliesslich aber tröstete P. Maurus sich beim Gedanken, was er alles durch allzu grosse Hilfsbereitschaft versäumen könnte, damit, dass „Menschen auch Bibliotheken sind".

Zweifellos hat die ungeheure Inanspruchnahme Carnots (30mal war er Primizprediger, 33 Jahre lang am gleichen Fest in Truns Ehrenprediger) — man kannte ihn und beu-

tete ihn schonungslos aus — seine Kräfte verzettelt.

Das Beste auf literarischem Gebiet leistete er in seinen früheren Jahren, bevor er durch den Krieg und seine Nöten aus der Zeitlosigkeit seiner Muse in den Strudel der Wirklichkeit geworfen wurde. Aber vor Gott und vor den Menschen wuchs er eben damals. Dass es ein ungewöhnliches Mass von Selbstzucht und Selbstverleugnung erforderte, immer freundlich und mit lächelndem Mund unendlich langen Geschichten zuzuhören, die oft genug um unendliche Nichtigkeiten spielten, das weiss jeder, der je in ähnlicher Lage stand. P. Maurus aber hatte auf jede Bitte, wenn sie noch so unangebracht war, sein herzliches „Von Herzen gern!"

Der Vielgeplagte half nicht nur, wenn man ihn darum bat. Er konnte seine Hilfe direkt antragen, wenn er jemanden in Verlegenheit sah. —

Einmal ist er irgendwo in einer Kathedrale. Hoher Festtag. Grosses Gedränge, Pontifikalamt. Beim Evangelium merkt er, er kniet im Chor, wie die Geistlichkeit aufgeregt hin und her schaut; Türen gehen, Talare und Ministrantenröcke fliegen. — Was ist denn los? Kein Zweifel: der Festprediger fehlt — entweder plötzlich erkrankt, oder irgendwo auf dem Anmarsch stecken geblieben. P. Maurus steht auf, geht auf einen besonders nervös zirkulierenden Herrn zu, es wird der Oberzeremoniar sein: „Wenn Sie keinen Prediger haben, ich könnte schon . . . ?"

„Was, keinen Prediger! Den Prediger haben wir schon, aber wir haben den Schlüssel zur Kanzel verlegt!" Masslose Hilfsbereitschaft, glatte Abfuhr!

Aber die kleine Begebenheit beleuchtet P. Maurus in mehr als einer Hinsicht geradezu typisch.

III.

Wir erwähnten eben den Weltkrieg. Damit berühren wir einen eigenartigen Punkt im Leben Carnots. P. Maurus schrieb während des Weltkrieges Woche für Woche den Kriegsbericht für die Gasetta Romontscha. Wie er schrieb, sagt er selber in einem seiner Briefe an Reimmichl (Grün im Tirol 41): „Du findest es vielleicht lächerlich, dass ich, ein Mann des Friedens, über Krieg und Schützen schreibe. Nun, ich habe während des Balkankrieges und während des Weltkrieges die Kriegsberichte geschrieben, aber immer als ruhiger Bauernsohn, und mir meine Meinung durch keinen Ludendorff und keinen anderen Beobachter stören oder nehmen lassen. Oft meinte ich auch, wenn ein Bauer mit klarem Kopf und mit den guten Karten da und dort an der Spitze — oder vielmehr, wie's nun Brauch ist, hinter der Front gestanden wäre — wäre manches anders gegangen."

Der Dichterchronist stellt seiner Selbstkenntnis hiermit ein schlechtes Zeugnis aus. Was er in seinen Kriegsberichten schrieb, das war nicht geschrieben mit der kalten Ueberlegung eines „ruhigen Bauernsohns", es war oft mit der Phantasie eines Rusch, immer mit Herzblut geschrieben. Darin hat Carnot freilich recht: er liess sich seine Meinung nicht stören oder nehmen. Seine Stellung war seit seinen Kinderjahren bezogen, und er hielt an ihr mit einer geradezu mystischen Treue. „Du willst wissen, wo ich eigentlich daheim bin", schrieb er seinem Freund Sebastian Rieger (Reimmichl). „Just am jungen Rhein, wo mir das gute Volk, dessen rätoromanische Sprache meine zweite Muttersprache geworden ist, wohl einmal ein Grab und auf dasselbe ein Tröpfl Weihbrunnen — aqua benedicta — schenkt. Aber meine zweite Heimat ist zuunterst im Unterengadin, weisst, fast dort, wo Altfinstermünz und die österreichische Festung Hochfinstermünz steht. Der Name machte auf den Knaben fast mehr Eindruck als der alte Turm im Inn und die Schiessluken der Festung. Aber ganz gewaltig ergriffen war ich, als ich — beim Schreiben einer Novelle — es mir zum Bewusstsein brachte: Da ist Ende Mai 1499 Kaiser Max vorbeigeritten, über Haid und Mals, um zur Schlacht zu kommen." Schon haben wir hier das Schwär-

men Carnots für Oesterreich und die Habsburger — den Schlüssel zum Geheimnis seiner Einstellung zum Weltkrieg. Wie oft hatte er seinen Schülern im Geschichtsunterricht leuchtenden Auges die Devise A. E. I. O. U. erläutert. Er glaubte daran, man darf schon sagen, beinahe mit der Sicherheit wie an das Wort: „Et portae inferi non praevalebunt . . ." Mit welcher Kraft konnte er den Spruch deklamieren: „Bella gerant alii, tu, felix Austria, nube!"

Nun stellte der Weltkrieg das alles in Frage. Mit der Intuition des Dichters und Sehers mochte Carnot den kommenden Sturz der Habsburger ahnen, und ein Mann seiner Empfindsamkeit musste zutiefst erbeben, wenn ein Ideal versinkt, das er seit den Kindertagen in seiner Seele getragen hatte. Der Lyriker wurde zum Sarkasten. Seine ausgeglichene Seele fiel aus dem Gleichgewicht. Er setzte sich „zur lieben Ampel und schrieb und schrieb, während ihm der Schweiss herunterrann — er schrieb und schrieb für Tirol und Oesterreich, für Karl und Zita und seinen liebsten jungen Freund, den Kronprinzen Otto. Alte Lieb und Treu!" (Elli Bilecki, von P. Odilo Zurkinden 1936, Herder, S. 19.) Wenig Rationales mehr lag in seinem Urteil. Otto von Habsburg war ihm sein „Sonnenschein", der „Sonnenschein des Donaureiches". „Bei der Familie im Exil fand er wirklich eine zweite Seelenheimat" (Brief 30. VIII. 21). In Kaiser Karl sah er vor allem „einen katholischen Märtyrer, wenn man alles in allem nimmt" (Brief 17. I. 21). Auf der einen Seite konnte er sich zu Aussprüchen versteigen wie etwa, Kaiser Max habe Graubünden im Schwabenkrieg aus lauter Liebe angreifen und erobern wollen; oder er konnte Kaiser Karl einen „Schweizerbürger" nennen (Grün im Tirol 76). Auf der andern Seite stempelte er den Präsidenten Wilson zur „Katze, die auf 14 Punkten durchs Meer geschwommen kam und in Paris zu viel bei Weibern herumbuckelte — die hatte für Tirol und die Ladiner nichts übrig — sie mag 14 mal durchs Meer schwimmen, sie wird in Ewigkeit nicht rein" (Ebda. 17). ‚Das moderne Italien hatte keine Anziehungskraft für ihn'; er rühmte sich, gegen Italien „so ziemlich alle Schimpfwörter des romanischen Wörterbuches erschöpft zu haben" (Frauenland). Mussolini verfolgte er mit einem Grimm, den man versucht wäre teutonisch zu taufen. Ich kann mir nicht versagen, ein paar Sätze aus zwei Briefen anzuführen, die als unmittelbare Zeugnisse seiner damaligen Stimmung wertvoll sind. 25. März 1930: „Ich schreibe diesmal deutsch, weil ich etwas müde bin und nicht gern an Konstruktionen denke . . . und weil ich etwas über Mussolini schreibe, über den ich lieber deutsche als romanische Schimpfnamen ausspreche. Wie in London ostentativ in englischer Sprache, so habe ich letzthin in Chur bei Fr. Schuler in mehreren Exemplaren nebeneinander ausgestellt gesehen, und geschmückt mit der testa quadra e la bucca sco in canun, des Verfassers: ‚Die Maîtresse des Cardinals.' Es sei ein Schundroman . . . Ist das nicht eine Schurkerei des Komödianten: der Lateranvertrag und dieses Schandwerk nebeneinander — freilich ist das Buch schon von Mussolini dem Kommunisten und Zuchthäusler verfasst worden, was ich schliesslich verzeihe; aber dass er nun die Erlaubnis gibt, den Schmutz zu übersetzen! Das hat mir den letzten Rest der Achtung dieses Emporkömmlings zerstört. Ich hoffe, die Katastrophe wird der Welt noch einmal zeigen, wie sie an Mussolini betrogen wurde . . . Und keine Schweizerzeitung, soviel ich weiss, mit Ausnahme des ‚Blättli' vom wackeren Rusch, darf ein Wort gegen diesen Nachbarn schreiben . . . Als ich vor dem Schaufenster in Chur stand, hat mich der Zorn gepackt und am liebsten hätte ich dem (kath.) Buchhändler — Carnot spricht an dieser Stelle vom Buch Margarita Sarfatis — die Glasscheibe und dem Schmierer Diktator den Schädel eingeschlagen. Du lächelst und denkst, ich gehe zu weit; mag sein: in mir kocht die 10jährige Schmach, die Mussolini den Südtirolern angetan hat,

mehr als jeder englische Tyrann den Irländern — und dass dieser gleiche Diktator den Frommen spielt; ich weiss nicht, da ist mir ein Lenin, ein Stalin noch lieber. — Nun habe ich einmal meinen Zorn ausgelassen — aber es ist mir doch nicht leichter geworden."

Acht Tage später (4. April 30) beginnt ein Brief ganz ähnlich: „Jeu less buca profanar nies car lungatg romontsch en caussa dil dictatur e cumediant talian e scrivel perquei per tudestg." „Ich möchte unsere liebe rom. Sprache nicht entehren betr. des italienischen Diktators und Komödianten und schreibe daher deutsch." Nun kommt der Duce wieder daran als Genosse des „Schmutzfinken und Narren Gabriele d'Annunzio; als Hauptkriegshetzer — hinter der Front, der „die grauenhafte Abschlachtung des zu den edelsten Sozialisten zählenden Matteotti auf dem Gewissen hat. Pfui! — und um so mehr, weil sich der Komödiant ab und zu mit religiösen Mäntelchen schmückt. Und was die Südtiroler 10 Jahre an Leib und Seele leiden, ist umso schmerzlicher, weil sie es von sog. „Glaubensgenossen" Tag für Tag dulden, bis in das Heiligste hinein, bis in die Kindesseele, bis in das Grab der lieben Verstorbenen! . . . Mir ist er eine der widrigsten Figuren der Weltgeschichte, und einstens heisst es von ihm: „Secessit magno foetore relicto." Mich tröstet es, dass ich auch keine halbe Minute auch nur halbe Sympathie für einen solchen Menschen gehabt habe. — Er ist eine historische Persönlichkeit — buc in puranchel d'in uclaun * — und deshalb, glaube ich, darf man seine Meinung sagen, wenn auch von Bern befohlen wird, ja — das Maul zu halten . . . schreiben darf ich nichts, aber so wollte ich es Dir sagen." (Fortsetzung folgt.)

Truns. *Karl Fry.*

Von Versicherungskassen und Versicherten

Nun sind letzthin auch die Lehrer des letzten Schweizer Kantons, des Urnerlandes, mit einer Versicherungskasse für die Tage der Invalidität und des Alters beglückt worden. Unsern Urner Kollegen, die mit zäher Energie den Versicherungsgedanken Jahre lang unentwegt verfolgten, möchten wir zu der Erreichung dieses Zieles, als einer schönen Errungenschaft, aufrichtig beglückwünschen.

Wenn ich nur von einem Teilziele spreche, werden mich viele wohl verstehen, denn erfahrungsgemäss beginnen mit der Entwicklung einer Kasse auch die Wünsche der Mitglieder nach besserem Ausbau nach verschiedenen Richtungen hin, nach Verbesserung der Quoten für das Alter, die Invalidität, für Witwen und Waisen, nach Herabsetzung des pensionsberechtigten Alters und was der Dinge mehr sind. Und zwar werden auch Begehren gestellt, die direkt paradox wirken. Uns St. Gallern ist es vor zwei Jahren passiert, dass eine Eingabe von 280 Kassenmitgliedern lancieri wurde, die soweit ging, dass man trotz der Herabsetzung des Rücktrittsalters auf das 65. Altersjahr gleichzeitig noch Erhöhung der Renten und Reduktion der Prämien forderte. Zum Vergleiche wurden damals die Lehrerkasse von Thurgau und Appenzell A.-Rh., besonders aber diejenige der S. B. B. herbeigezogen. Der Vorstand des K. L. V. stellte dieser Initiative, die unterm Monstein das Tageslicht erblickte, nur das eine Begehren entgegen, dass man solche unmögliche Begehren auch versicherungstechnisch d. h. auf die Konsequenzen hin erläutere. Die gewünschten Berechnungen sind bis heute noch nicht eingegangen. Gegenteils aber sind inzwischen sowohl für die thurgauische, wie die Appenzell-A.-Rh.-Kasse dringende Revisionswünsche in die Wege geleitet worden, und wie die Kassen des Bundespersonals und der S. B. B. heute stehen, das pfeifen die Spatzen von allen Dächern.

Es gibt in unserm Lande heute gegen 1000 Versicherungskassen aller Art, getragen vom Bund, den Kantonen, den Gemeinden, Fabriken, Privaten, die auf verschiedenen Grundlagen beruhen, auch sehr verschieden sind in bezug auf die Zahl der Mitglieder. Die grössten zwei sind die Kassen des eidgenössischen Beamtenperso-

* Kein Schuldenbäuerlein.